

Lernen vom Meister

Der Münchner Cello-Star Daniel Müller-Schott über sein Studium bei Rostropowitsch

Mit 15 gewann er einen ersten Preis beim renommierten Moskauer Tschaikowsky-Wettbewerb. Inzwischen ist er 32 und tourt als Solist um die Welt oder als auch mal Trio-Partner von Anne-Sophie Mutter. Der Cellist Daniel Müller-Schott nutzte die Gunst der frühen Berühmtheit, entwickelte sich musikalisch jedoch stetig weiter und gehört heute zu den angesehensten und profiliertesten Solocellisten der jüngeren Generation. Heute, morgen und am Sonntag spielt er in der Philharmonie Schostakowitschs erstes Cellokonzert, begleitet von den Münchner Philharmonikern.

SZ: Sie haben inzwischen fast alle großen Cello-Konzerte gespielt; was ist aufregend an Schostakowitsch?

Müller-Schott: Schostakowitschs erstes Cellokonzert ist für mich immer aufregend. Ich hatte ja das Glück, es noch mit Mstislav Rostropowitsch zu studieren. Ich hatte eine Zeit lang privaten Unterricht bei ihm, und habe gerade in dieser Zeit die Cellokonzerte studiert, auch das „Symphonische Konzert“ von Sergej Prokofjew, das die Initialzündung war für Schostakowitsch, selber ein Cellokonzert zu schreiben. Die Arbeit mit Rostropowitsch war ein starker Eindruck, als begegnete ich beinahe noch selber dem lebenden Komponisten.

SZ: Schostakowitsch hat das Konzert Rostropowitsch gewidmet. . .

Müller-Schott: Nicht nur das. Die beiden standen in engem Kontakt beim Entstehen des Konzertes. Schostakowitsch war in der schwierigen Situation, dem Staat zu signalisieren, dass er politkonform komponiere, und sich andererseits die künstlerische Freiheit zu bewahren, überhaupt komponieren zu können. Dieser Spagat war wohl kaum auszuhalten und hat Schostakowitsch auch als Mensch ziemlich aufgerieben.

SZ: Was konnte Rostropowitsch tun?

Müller-Schott: Er konnte ihm Mut machen, und das hat er auch getan. Schostakowitsch war extrem selbstkritisch, er kam mit der Partitur zu Rostropowitsch und fragte ihn, wie er das Werk beurteile. Und da war es natürlich hilfreich, dass dem zweifelnden Komponisten ein selbstbewusster Musiker gegenübertrat – Rostropowitsch war ja nicht nur mit schier unglaublicher Energie, sondern auch mit einem soliden Selbstbewusstsein ausgestattet – und ihn ermutigte, weiterzumachen.



Daniel Müller-Schott.

Foto: Christine Schneider

SZ: War Rostropowitsch eingebunden in den Entstehungsprozess?

Müller-Schott: Nein, Rostropowitsch erfuhr erst aus der Zeitung, dass Schostakowitsch ein Cellokonzert plane. Rostropowitsch hat bei ihm Komposition studiert und wohl erwartet, dass sich der Meister zuerst an ihn wenden würde. Schostakowitsch aber hatte sich aufgrund des musikalischen Eindruckes des Prokofjew-Konzertes spontan zur Komposition entschlossen und diese dann an Rostropowitsch geschickt mit der Bitte um Begutachtung. Rostropowitsch hat nach eigener Erzählung das Konzert in vier Tagen studiert und signalisierte sein Einverständnis. Erst dann wurde ihm das Konzert gewidmet. Es war zunächst also eine sehr offizielle Freundschaft, die erst später enger wurde. Dann konzertierten beide auch öfter gemeinsam, bis Schostakowitsch dann sieben Jahre später das zweite Cellokonzert schrieb, was ja eine ganz andere Musik ist. Das erste ist viel extrovertierter, auch virtuoser – insgesamt anspruchsvoller. Das zweite

Konzert ist ein typisches Spätwerk, das erste verlangt dem Solisten noch alles ab. Allein der dritte Satz, die ausgedehnten Soli, die große Kadenz.

SZ: Haben Sie Angst davor?

Müller-Schott: Das nicht, aber es ist schon ein ganz besonderer Moment, wenn das ganze Orchester runterfährt und der Saal ganz still wird. Dann kommen sieben Minuten solo: verwobene, dialogisierende Themen, komplizierte Abläufe – das ist sehr spannend. Auch dieses spröde Element, die Bitterkeit, die Schostakowitsch als Mensch empfunden hat, nachdem seine Musik verfehmt wurde und er als Volksfeind angeprangert wurde. Ganz nebenbei hätte dies allein in der Stalin-Zeit ja seine Verhaftung, Folter und Tod bedeuten können. Das hat Schostakowitsch vollkommen verängstigt. Er hatte ja dann immer einen gepackten Koffer unter dem Bett liegen, weil er mit seiner Verhaftung rechnen musste.

Interview: Helmut Mauró